

Das Krematorium im Pandemiejahr

Auch in diesen Zeiten macht Geschäftsführerin Ursula Lauper fast alles möglich, damit sich Angehörige in Würde verabschieden können.

Janina Gehrig

Die Bilder gingen um die Welt: Armee-fahrzeuge, welche nachts die im Zusammenhang mit Corona Verstorbenen aus dem italienischen Bergamo in benachbarte Regionen fuhren, weil das einzige Krematorium der Stadt überlastet war. Das war im März 2020. «Wohin mit all den Leichen?» – «Bestatter am Rand der Kräfte» titelten deutsche und britische Zeitungen aber auch diesen Februar wieder.

Von dieser Hektik, von Abfertigung und Überlastung spürt nichts, wer das Krematorium hinter den Mauern des Friedhofes Feldli in St. Gallen betritt. Die Parkplätze vor dem Gebäude sind fast leer. Im Eingangsbereich steht ein Blumengesteck, in einem Gestell reihen sich Urnen in allen Ausführungen. Und dazwischen liegt diese Ruhe, die man von Museen oder Kirchen kennt. Kein Telefonklingeln, keine Anweisungen, kein Gelaufe auf den Gängen.

20 Bestatter und Verstorbene aus rund 120 Gemeinden

Ursula Lauper, seit zehn Jahren Geschäftsführerin der Stiftung Krematorium St. Gallen, erinnert sich genau an die Zeit, als die Coronapandemie ihren Anfang nahm. Das Bestattungsamt der Stadt St. Gallen berief eine Sitzung ein. «Wir trafen uns draussen mit dem Verantwortlichen der städtischen Friedhöfe und dem Bestatter der Stadt St. Gallen, alle in Wintermäntel gehüllt, um das weitere Vorgehen zu besprechen.»

Die rund 20 Bestatter, welche die Verstorbenen aus 120 Vertragsgemeinden – vom Toggenburg bis ins Rheintal, vom Thurgau bis ins Appenzellerland – herfahren, rüsteten mit Desinfektionsmittel und Masken auf, trugen zu Beginn noch Isolationsanzüge und Gummihandschuhe in doppelter Ausführung. Die Verstorbenen legte man in eine Hülle, die Särge mussten speziell gekennzeichnet werden. Lauper, Vorstandsmitglied beim Schweizerischen Feuerbestattungsverband, schrieb das Schutzkonzept für den Betrieb.

«So viele Menschen sind einsam gestorben»

Sie habe nie Angst verspürt, sich während der Arbeit mit dem Virus zu infizieren. Eher wollte sie von Anfang an alles möglich machen für jene, die gerade Abschied nehmen mussten. Dafür musste sie erst ihr eigenes Team, fünf Mitarbeitende, ins Boot holen. Einige hatten Bedenken, doch sie liessen sich überzeugen. «So viele Menschen sind einsam in Heimen und Spitälern gestorben. Die Bilder aus den Intensivstationen, wahnsinnig traurig», sagt Lauper und schüttelt den Kopf.

Dass sich die Szenen von Bergamo hierzulande nicht wiederholen würden, habe sie geahnt, sagt sie. In der Schweiz gibt es 28 Krematorien, einige davon könnten bei Bedarf auf einen 24-Stunden-Betrieb umschalten. Doch nicht nur blieb der Ansturm aus, «wir hatten während der ersten Welle sogar weniger zu tun als normalerweise». Die Altersheime waren abgeschirmt, die Leute hielten sich an die Regeln. Dann kam der Sommer.

In der zweiten Welle fast doppelt so viele Kremationen wie sonst

Erst die zweite Pandemiewelle machte dem Krematorium organisatorisch zu schaffen. Zwischen November und Dezember mussten 650 Verstorbene mehr kremiert werden als im Jahr davor. Ursula Lauper führt zum Garagator,



Die zweite Pandemiewelle machte dem Krematorium St. Gallen organisatorisch zu schaffen.

Bilder: Michel Canonica, (St. Gallen, 6. Mai 2021)

das die Bestatter rund um die Uhr von aussen öffnen können. Während normalerweise rund 20 Verstorbene zwischen 7 und 15 Uhr kremiert werden, waren es letzten Winter zu Spitzenzeiten 39 pro Tag. Die drei Anlagen liefen bis abends um 20 Uhr. Über eine Reservationsplattform konnten die Gemeinden ihre Verstorbenen online zur Kremation anmelden. Lauper musste zwei zusätzliche Teilzeitmitarbeitende einsetzen.

Nun zieht Ursula Lauper an einer Schlaufe, die Tür zum Kühlraum öffnet sich. Ein Dutzend Särge liegen darin. Sie werden in den kommenden Stunden eingäschert. Nicht wegen der drei Öfen, die bis zu 57 Kremationen pro Tag schaffen würden, wurde die Organisation des Betriebs anspruchsvoller, sondern wegen der Platzverhältnisse im Kühlraum. Statt im Krematorium mussten die Verstorbenen deshalb in den Spitälern oder in den Aufbahrungs-

räumen der Gemeinden auf ihre Feuerbestattung warten.

Ein letztes Geleit, bevor der Sarg ins Feuer gleitet

Im Steuerungsraum stehen Computerbildschirme voller Namen, Nummern und technischer Daten. Im Kultraum nebenan ist das Licht gedämpft, eine Kerze brennt. Drei Särge stehen bereit. Statt Namen zieren jetzt Tonplättchen mit Kremationsnummern ihre Deckel. 185 560. So viele Verstorbene sind im Krematorium im Feldli seit 1903 zu Asche geworden. Die zwei Mitarbeiter kontrollieren die Ofentemperatur. 800 Grad. Ein Mitarbeiter schiebt den Sarg auf die Schiene, der andere steht mit verschränkten Händen daneben. Ein letztes Geleit. Der Sarg gleitet ins Feuer. Zurück bleiben nach gut einer Stunde die Knochen, die zu grauem Sand verfeinert werden.

Lauper zeigt auf einen Eimer mit Implantaten, die aussortiert wurden. Auf dem Fenstersims sitzen Engel aus Ton. Sie lächeln, knien oder stützen ihr Kinn in die Hände. Manche waren in der Hitze zerbrochen. Man hat sie wieder zusammengeleimt. Ursula Lauper verweist auf andere Grabbeigaben: Ein Volvoschild für einen Lastwagenfahrer; eine Rolex, die sogar noch 32 Minuten lang lief. Auch Bier- oder andere Getränkeflaschen werden den Verstorbenen immer wieder mitgegeben.

Seit Ausbruch der Pandemie dürfen nur noch fünf Angehörige gleichzeitig in den Aufbahrungsraum, wo die Verstorbenen mit einem Absperrband von ihren Angehörigen getrennt werden. «Das ist bei buddhistischen und hinduistischen Gruppen manchmal schwierig.»

Auch sei es für viele Trauernde wichtig, die Toten noch einmal zu berühren. «Viele realisieren erst dann, dass der Körper nun in einem anderen Zustand ist, der Mensch gegangen ist.» Das sei bei jenen, die im Zusammenhang mit dem Coronavirus gestorben sind, weiterhin nicht möglich. Aber am Aufbahren und an der begleiteten Einäscherung – allerdings aus Distanz – hält man fest.

Abschiednehmen ist zentral für den Trauerprozess

Denn Abschiednehmen ist zentral für den Trauerprozess. Andersorts sind die Leute in Not geraten. Sie haben ihre Partner, Eltern und Nachbarn vor dem Spitaleintritt zuletzt gesehen und mussten dann, Tage oder Wochen später, deren Asche entgegennehmen. «Von einer Urne Abschied zu nehmen, ist zu abstrakt», sagt Lauper. Der Kopf wisse dann zwar, dass jemand fehlt, aber das Herz wehre sich dagegen. «Viele kommen dann gar nicht richtig ins Trauern, haben Schuldgefühle, nicht da gewesen zu sein, könnten wegen der unverarbeiteten Trauer gar in eine Depression geraten.»

Um in solchen Situationen die richtigen Worte zu finden und mit der Belastung besser umgehen zu können, hat sich Lauper zur Trauerbegleiterin ausbilden lassen. Sie kann den Zeiten der Pandemie auch Gutes abgewinnen. Der Tod und das Sterben seien wieder sichtbarer geworden. «Wir leben bewusster, wenn auch der Tod einem bewusst ist.» Viele hätten sich darauf zurückbesonnen, was sie haben. «Ich bin gespannt, wie lange das andauert», sagt sie und schliesst die Tür zum Aufbahrungsraum zu, wo es nach Blumen duftet.



Ursula Lauper, Geschäftsführerin der Stiftung Krematorium St. Gallen.